

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 12

Artikel: Aus den "Miniaturen"
Autor: Häny, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arthur Häny

Aus den «Miniaturen»

Ich stand am Kiosk

Ich stand am Kiosk und sah, was es alles zu kaufen gab: Zeitungen, Schokolade, Kaugummi, Zigaretten und Krimis. Auch Coca-Cola und Bier mit Würstchen. Die Bahnhofhalle war sehr belebt. Gepäckwagen fuhren hupend einher und pflügte sich durch die Menschenmenge.

Ich war an der Reihe. «Ich hätte gern etwas für meine Seele», sagte ich zu der Verkäuferin.

«Wie bitte?»

Ich lächelte sie an, aber mein Lächeln glitt an ihrem geschäftigen Gesicht ab.

«Wissen Sie, Hunger habe ich gerade nicht, Durst auch nicht, Zigaretten rauche ich keine, und mit Zeitungsmeldungen bin ich schon vollgestopft. Ich hätte gern etwas für meine Seele.» Und um ihr zu zeigen, dass ich zu zahlen bereit sei, nahm ich den Geldbeutel zur Hand.

«Also, was wollen Sie eigentlich?» rief sie ärgerlich. «Sehen Sie nicht, wie viele Leute ich noch zu bedienen habe?»

«Etwas für meine Seele!»

«Sie sind ein Narr!» rief sie und winkte mich verächtlich beiseite. Der nächste Herr kaufte ein Boulevardblatt, und das war in Ordnung. Ich aber wusste nun endlich, dass ich ein Narr war.

Ich schlenderte noch lange im Bahnhof herum und schaute den Zügen zu. All diese Leute auf den Bahnsteigen hatten ein zweifelloses, erreichbares Ziel.

Ich spähte an die Seitenwand des Bahnhofs hinauf, wo stufenweise ein Bild aufleuchtete und wieder verschwand. Erst tauchte ein Mann auf, dann seine Frau und dann ihr Kind. Sie strahlten alle, denn sie waren bei der FELICITAS versichert. Ich schaute ihnen lange zu, den Eins-Zwei-Dreien, und beneidete sie um ihr Glück.

Kleine Stadt, in den Föhn gebaut

Als der Föhn den See aufwühlte, standen die fernen Alpen zum Greifen nah. Da wurden die Turidscher unruhig und tatenfroh. Sie begannen eine Stadt aus dem Boden zu stampfen, eine Stadt, rundum von Hügeln voll Wiesen und Wald umgeben, und der Fluss aus dem See floss mitten hin-

durch. Sie gerieten ordentlich ins Schaffensfieber, und eine Mauer jagte die andere vom Boden auf, und die Türme wetteiferten, spitz in den Himmel zu stechen.

Als der Föhn zusammenbrach, folgte in Strömen der Regen nach. Da sassen nun die Turídscher deprimiert in ihren halbfertigen, nasskalten Mauern; sie schimpften und husteten, und alles, was sie aufgebaut hatten, kam ihnen wüst und geradezu sinnlos vor. Erst als die Sonne durchbrach, gingen sie wieder auf die Gassen und ermunterten sich. Und wenn dann der Föhn einfiel, kamen sie vollends ins Feuer. Sie kletterten auf ihre Bretter- und Balkengerüste, sie pflasterten an ihren Gassen, ihre Türme reckten und streckten sich, und die Läden überquollen von Ware. Geldwechsler machten sich an langen Tischen breit, und alles händelte und marktete miteinander. Aber so wenig sie sich auch untereinander verstanden, nach aussen schlossen sie sich mit Mauer und Graben ab. Sie liebten und haderten in ihren Häusern, und über die Gasse riefen sie einander zu: «Die Stadt ist jetzt fertig!»

Aber wie sollte eine solche Stadt je fertig werden? Entweder putschte sie der Föhn auf, oder es schlug sie der Regen nieder. – Es kamen aber Leute von weither, aus dem Gebirge, aus den Ebenen, und berichteten von der tiefen Ruhe, die anderswo herrschte.

Da endlich merkten die Turídscher, dass ihre Stadt an den falschen Ort gebaut war. Sie hörten den Fremden voll Sehnsucht zu, solange es regnete; wenn aber der Föhn einfiel, so sprangen sie gleich auf die Baugerüste, klopfen Steine und zimmerten Balken. Und ihre Unrast nannten sie Leben, und die Ruhe, sagten sie, ist nur für den Friedhof gut.

Leseabende in Kwang-Tschi

Literarische Lesungen kannte man seit jeher in Kwang-Tschi. Der Autor, welcher vorlas, kam manchmal von weither angereist; so galt es denn als angemessen, dass er dem Publikum vorgestellt wurde. Bei dieser Gelegenheit stieg ein anderer Herr, ebenso sorgfältig gekleidet wie der Vortragende selbst, auf das Podium, wo auf dem Lesepult die Karaffe mit dem Wasserglas schon bereitstand. Dieser zweite Herr stellte nun den ersten vor, indem er dem Publikum dessen Verdienste in wohlgesetzter Rede darlegte. Dann ergriff der Autor selber das Wort, nicht ohne einen flüchtigen Dank an den, der ihn eingeführt hatte. So schlicht ging es vormals in Kwang-Tschi zu.

Dieses Verfahren begünstigte wohl den Autor, aber es stellte den zweiten Herrn zu sehr in den Schatten. Der Vorstellende wurde selber nicht vorgestellt. War er denn niemand? Musste er die Ungleichheit nicht schmerzlich empfinden?

Um diesem Übelstand abzuhelpfen, kam man auf eine Idee, die der Kwang-tschinesischen Höflichkeit vollkommen entsprach. Ein dritter Herr bestieg zuerst das Podium und fasste die Verdienste des zweiten Herrn zusammen. So war nun diesem geholfen; er gewann an Profil, und weil er selber auch vorgestellt worden war, fand er sich desto geneigter, den Hauptredner eingehend vorzustellen. Nun aber blieb im Herzen des Vor-Vorstellenden ein Stachel zurück. War er denn niemand? Schon sein Nachredner schwang weit über ihn hinaus, und an den Nach-Nachredner schaute er wie an ein Gebirge hinauf.

In den literarischen Kreisen Kwang-Tschis begann man sich deswegen zu fragen, ob man nicht auch diesem allerersten Herrn jemanden vorausschicken könnte, der seine Bedeutung in aller gebotenen Kürze umreissen würde. Aber die Nachteile überwogen. Das Publikum erlahmte schon jetzt angesichts der immer gedehnteren Abende, an welchen man seine Aufmerksamkeit oft an die Einführungen verschwendete und beinahe erschöpft war, wenn endlich der Autor zum Reden kam. Man erwog zwar, etwelche blutjungen Leute aufzubieten, um die Vor-Vorstellenden vorzustellen – Leute, die froh sein mussten, bei so bedeutender Gelegenheit auch nur ein paar Sätze öffentlich sprechen zu dürfen. Aber man konnte sich doch nicht entschliessen.

Alle Redner sprachen ein gewähltes, klassisches Kwang-Tschi, und schon die Einführungen funkelten von Stil-Juwelen. Und da manche der traditionsbewussten Kwang-Tschinesen eigentlich nur hergekommen waren, um sich im Lesezirkel von den Barbareien der Alltagssprache zu erholen und wieder einmal, wie man zu sagen pflegte, «die Lotosblume der Dichtung aufblühen zu sehen», so gingen sie oft schon nach den beiden Einführungen weg, wenn diese klassisch genug gewesen waren.

Darüber empörte sich dann der eigentliche Autor zu Recht; im Freundeskreis verspottete er alles, was seinem eigenen Vortrag vorangegangen war, als einen «schleppenden Reigen der Eitelkeiten». Aber es blieb doch immer der Übelstand, dass diesen Reigen jemand eröffnen musste, der selber im Schatten stand. Und geradezu sich *selber* vorzustellen, das galt als äusserst befremdlich.

So liess man es schliesslich bei nur drei Rednern bewenden. Um aber jede Zerknirschung des ersten Herrn zu vermeiden, verfiel man auf eine in ihrer Einfachheit geradezu geniale Idee. Wenn Herr Tsching-Wei an einem Leseabend nur vor-vorstellte, Herr Wei-Tsching dagegen die Vorstellung des Autors übernahm, so kehrte man einfach am nächsten Leseabend die Reihenfolge der beiden um. Diese Umkehrung wurde in ganz Kwang-Tschi zum ungeschriebenen Gesetz erhoben. So pendelte sich alles wieder ein in ein erfreuliches Gleichgewicht, und man konnte sich erst jetzt so recht des klassischen Stils erfreuen.

Die weisse Blume

Die alte Frau wartete mit uns an der Strasse aufs Postauto. Der Himmel war grau, und es begann zu regnen. Wir standen unter in der kleinen Wartestation. Wohin die Frau denn fahren wolle? In eine Gärtnerei, sagte sie, die weit entfernt sei. Denn sie habe vor, eine Blume zu kaufen.

Wir fragten sie nach dem Namen der Blume; sie besann sich, konnte sich aber nicht mehr daran erinnern. Da baten wir sie, uns die Blume zu beschreiben; sie wusste nur, dass sie ganz weiss sei.

Unten am See stiegen wir aus, und sie fuhr weiter. Fuhr sie wohl weit genug, um die Blume zu finden?

Doch jetzt, wie die alte Frau weg war, wuchs ihre Blume in mir. Sie entfaltete schöne, sternförmige Blüten, und ich malte sie weiss an den Regenhimmel.

Brief an den Mann, der in meinen Träumen umgeht

Sehr geehrter und gefürchteter Herr,
ernstlich ersuche ich Sie, inskünftig nicht mehr im Haus meiner Träume herumzugeistern. Zwar kennen Sie offenbar seine weitläufigen Treppen, Korridore, Alkoven, Mansarden und Kellergänge besser als ich selber; dennoch ist es *mein* Haus, und *ich* befinde darüber, wer es betreten soll.

Warum ich mich mit einem Brief an Sie wende? Öfters versuchte ich, Ihnen zu telefonieren, wenn Sie mich beunruhigten, tief in der Nacht; es war mir dunkel bewusst, dass der Tarif dann günstiger ist, und bei der Grösse unseres Problems konnte ich nicht hoffen, in einem *kurzen* Gespräch mit Ihnen fertig zu werden. Aber die Verbindung kam nie recht zustande – entweder ertönte bei Ihnen das Besetztzeichen, oder Ihre Gattin – die übrigens eine liebenswerte Person zu sein scheint – nahm zwar den Hörer ab, wusste aber beim besten Willen nicht, wovon ich redete: so sehr verheimlichen Sie Ihre Extratouren!

Ich schreckte auch nicht vor einer persönlichen Begegnung mit Ihnen zurück. Sie müssen ja ganz in der Nähe wohnen, sonst fiele Ihnen der Weg zu mir nicht so leicht. Aber die Häuser verstellen und verschieben sich rasch in der Nacht; für Augenblicke erkennt man sie – und gleich darauf sind sie wie weggewischt. Einmal gelang es mir doch, Sie zu stellen. Es schien eine heisse Sonne, Sie standen imposant auf Ihrem Balkon, einzig mit Shorts und Ihrem obligaten, breitrandigen Strohhut bekleidet. Sie massen mich von oben mit einem bösen Blick und drohten, einen Kübel voll Wasser auf mich herunterzuschütten. Das war offenbar nicht der Moment für ein klärendes Gespräch. Ich grüsste Sie dennoch, Sie aber räusperten sich nur und sagten: «Hm!» – aber so brummig, dass es mir einen Stich gab.

Da Sie nun für mich weder persönlich noch telefonisch erreichbar sind, bleibt mir einzig die Nachtpost, der ich diesen Brief anvertraue. Ich bestätige Ihnen also noch einmal schriftlich und unmissverständlich, dass Sie unerwünscht sind in meinen Träumen.

(Wie sind Sie übrigens zu einer so sympathischen Gattin gekommen? Ich habe sie auch schon gesehen auf Ihrem Sommerbalkon; sie trug ein liches, geblühtes Kleid, und eben begoss sie die Geranien. Sie scheint mir in allen Dingen Ihr Gegenteil; Sie sind doch recht stattlich, sie aber ist schlank; Sie haben einen Brummbass, sie spricht geradezu mit einer Silberstimme; Sie blicken böse, sie aber sanft. Ich glaube wirklich, dass Ihre Gattin von Ihren nächtlichen Umgängen nichts weiss, an denen sie – ich muss fast sagen, leider – niemals teilnimmt.)

Sie können durch Mauern gehen? In einer der letzten Nächte lehnten Sie ein Stockwerk über mir am Treppengeländer und sahen mit Ihrem stechenden Blick auf mich herunter. Ich rief: «Hallo! Wer da?» – obwohl ich Sie natürlich gleich erkannte. Aber Sie fuhren nur fort, mich anzustarren, und sagten nichts. Übrigens ist es mir erst durch Sie bewusst geworden, wie gross, wie verwinkelt das nächtliche Haus ist. Fast überall bin ich Ihnen schon begegnet: in der Sommerhitze auf der Zinne droben, zwischen dem Kamin und der flatternden Wäsche; dann unter den Sparren des Dachraums; in den Mansarden am steil abfallenden Schieferdach. Aber auch im Keller lieben Sie umzugehen; Ihre Schritte hallen dort unten so dumpf! Einmal bekam ich wirklich Angst vor Ihnen: Sie standen geduckt im Kohlenkeller, dicht neben den Kohlen, schwarz in schwarz, so dass ich Sie zuerst gar nicht erkannte, und starrten mich an. «Schrecklicher Mensch!» entfuhr es mir. Ich bezwang mich und lief nicht davon, sondern ging nur schrittweise rückwärts, ohne Sie aus den Augen zu lassen, und mein Herz klopfte mir zum Halse.

Merkwürdige Launen haben Sie! Dass alte Damen etwa eine Angorakatze an der Leine spazierenführen, mag ja noch angehen; aber was soll ich davon halten, wenn Sie, wie letzthin, bei mir mit einem Krokodil erscheinen? Zugegeben, es war noch klein und niedlich, doch wenn es sich aufregte, peitschte es den Boden mit seinem Schwanz und machte recht glasige Augen dazu. Sie führten es an einer Gardinenschnur in meinem Vestibül herum, und ich konnte mich nur wundern, dass es diese lächerliche Fessel nicht zerriss. Und draussen vor der Haustür krakeelten Jungen; die hatten das Biest entdeckt und wollten es haben. Insgeheim – soll ich es Ihnen gestehen – erfüllte mich das ulkige Wesen mit Hoffnung: denn es wächst doch unaufhaltsam heran und wird doch wohl eines Tages ... Jetzt freilich schliesst es noch genüsslich die Augen, wenn Sie mit ihm tuscheln und kuscheln.

Und eines Nachts, da klaffte im Haus ganz plötzlich ein Liftschacht auf; ich freute mich schon auf den Lift, weil ich das endlos kreisende Treppen-

haus dann nie mehr ersteigen müsste ... Ein altmodisches Möbel von Fahrstuhl schwebte auf halber Höhe über dem Hausflur, hinter einem reich ornamentierten Gitter, und Sie standen hinter dem Gitter, zwischen zwei geöffneten Flügeltüren, Sie hielten den Strohhut in der Hand und sahen mich an. Und als ich Sie anreden wollte – verbindlich, wie ich nun einmal bin – da drückten Sie auf einen Knopf und schwebten weg, in die Höhe.

Ein andermal, ich schickte mich eben an, ein Bad zu nehmen und wollte schon den Bademantel ausziehen – da klopfte es an die Türe. Ich ging zur Türe, öffnete und – niemand war da! Aber aus einer Ecke tönte es grimmig: «Dreimal locker lachen, ha! ha! ha!»

Was soll ich anfangen mit Ihnen? Was haben Sie für eine Funktion in meinem Leben? Sind Sie ein Popanz vom Dienst? Ich habe lange über Sie nachgedacht, ob Sie vielleicht einen tieferen Sinn haben könnten – oder ob es Ihnen einfach Spass macht, mich zu ärgern. Sie haben auch selten einmal Ihr Schweigen gebrochen und einen sibyllinischen Spruch von sich gegeben wie: «Ich bin dein siamesischer Zwilling» oder: «Ich bin dein Schatten.» (Merkwürdigerweise duzen Sie mich.) Ich denke dann darüber nach, aber ich fasse es nicht. Und dann träume ich von Träumen, aus denen Sie völlig weggewischt, in denen Sie geradezu vernichtet sind.

Eben meinte ich Ihre Stimme wieder zu hören. Sind Sie noch da? Wie lange noch? Ich sinke von Traum zu Traum. Gleich vorhin sah ich, o Wunder – nicht Sie, sondern einen Sarg, der sperrig in meinem Hauseingang stand, und sieh da, wahrhaftig, Ihr Strohhut lag obenauf. Ich spüre noch den kalten, wohligen Schauer, der mich bei diesem Anblick durchrieselte. Vielleicht habe ich also diesen Brief umsonst geschrieben. Zur Sicherheit will ich ihn aber doch der Nachtpost übergeben.

Die Pustebblume

Halb sass ich, halb lag ich in meinem Patientensessel der Zahnklinik. Im Spülbecken drehte sich der Wasserstrahl, und dunkel hing der Bohrer vor meinem Gesicht. Hinter der Fensterfront, mir gegenüber, erhob sich das «Schwesternhaus». Dort wohnten die Krankenschwestern des Spitalkomplexes. Es war ein hünenhafter Wohnturm, siebzehn Stockwerke hoch.

Wenn dieser Bau ins Schwanken geriete! dachte ich. Wenn er sich herüberneigte und mit einem Schlag die Klinik zerschmetterte! Doch alles blieb reglos still.

Der Zahnarzt näherte sich mir nicht ohne Verlegenheit. Es war ein sympathischer Mann, trotz seinem weissen Kittel und der türkisfarbenen Maske vor dem Mund. Seine Gehilfin, die sonst so abgewandt von mir hantierte, dass ich sie kaum je zu Gesicht bekam – jetzt hatte sie sich schräg

vor mich hingestellt und schaute mich an – als bemerkte sie zum erstenmal, dass hier keine Gliederpuppe, sondern ein lebendiger Mensch sass.

«Nun müssen wir dran an die Wurzelbehandlung», sagte der Zahnarzt. «Der Zahn steckt ziemlich weit hinten, er hat zwei oder drei eng nebeneinanderliegende Wurzeln; durch jede geht ein schmaler Nerv zur Pulpa hinauf. Leider kann man auf dem Röntgenbild die Kanäle nicht scharf unterscheiden. Aber wir schaffen das schon, auch wenn es ein ordentliches Stück Arbeit ist!»

Da mir der Mund schon mit dem Speichelzieher behangen und mit einigen Watterollen gestopft war, konnte ich nur nicken. Er fragte:

«Soll ich Ihnen eine *traurige* oder eine *heitere* Spritze geben?»

«Was soll das heissen?» mummelte ich mit meinem behinderten Mund.

«Ich will es Ihnen erklären. Eine *traurige* nimmt Ihnen zwar auch die heftigsten Schmerzen weg. Sie leiden dann etwas mehr während der Behandlung; aber nachher kommen Sie bald wieder hoch, und alles ist vorüber. Eine *heitere* Spritze dagegen deckt Ihnen sämtliche Schmerzen zu – und nicht nur das: Sie fühlen sich während der ganzen Behandlung gelöst und gehoben ...»

«Was ist denn der Haken dabei?»

«Es folgt fast immer eine Depression nach.»

Mit der würde ich schon fertig werden, dachte ich, und wollte eine *heitere* haben.

Er gab der Gehilfin ein Zeichen.

Bald näherte er sich mir mit der Spritze; sie dünkte mich gar nicht heiter, als er mir zwei-, dreimal ins lebendige Zahnfleisch stach. Er murmelte zwar bei jedem Stich «Entschuldigung!»

Natürlich begann er nach der Spritze nicht gleich zu bohren, sondern präparierte etwas nebenan und wartete ab, bis sich in meiner Oberlippe das ulkige Kräuseln kundtat. Beim Spülen stellte ich befriedigt fest, dass ich die Herrschaft über die Lippen schon verloren hatte... Also würde es jetzt nicht mehr viel zu leiden geben. Indessen schwoll mir der Kopf merkwürdig an, und zugleich erfüllte mich eine glückliche Gelassenheit, die auch nicht nachliess, als der Zahnarzt endlich den Bohrer heranzog und mit verschiedenen Stiften an meinem Zahn zu herumzusurren begann. Es schien mir, als ginge mich das gar nichts mehr an, was er da draussen an mir herumhantierte.

Wenn er mir gelegentlich die Aussicht freigab, versuchte ich wieder durchs Fenster zu blicken. Das Schwesternhaus begann in seinen Konturen zu flimmern und zu fliessen; Leben regte sich in dem aschgrauen Beton. An einigen Fenstern wurden jetzt Schwestern sichtbar; einige von ihnen trugen schöne, schneeweisse Häubchen. Die eine zog sogar ein Taschentuch aus der Schürzentasche und winkte zur Klinik herüber. Winkte sie mir? Ich hätte

gerne zurückgewinkt, aber der Zahnarzt beugte sich gerade wieder über mein Gesicht, und zudem hatte er mir eine schwere, starre Schutzdecke über den Leib gelegt, weil er nächstens, sagte er, ein Röntgenbild schiessen müsse; so waren jetzt auch meine Arme gelähmt.

Also winken konnte ich nicht, dagegen entdeckte ich eine andere, erstaunliche Fähigkeit. Die Fussstütze unten am Sessel war zu einem breiten Pedal geworden; ich begann es zu treten, vorsichtig erst, mit dem linken und rechten Fuss. Und siehe da, im gleichen Takt, wie ich pedalte, schwankte da drüben das Schwesternhaus, immer vor – und zurück – und vor – und zurück. Es reizte mich, stärker zu treten; die Macht, die mir gegeben war, berauschte mich. Doch hielt ich mich noch zurück – denn solch einen babylonischen Turm zu erschüttern, das hiess ja mit Hunderten von Leben spielen!

Der Zahnarzt und die Gehilfin murmelten etwas miteinander. Als sie beiseitetraten, schaute ich wieder hinaus. Sieh da, die Krankenschwestern waren ganz konsterniert ob dem verrückten Gebaren des Wohnturms; sie hatten sich hinaufgeflüchtet aufs Dach; dort drängten sie sich eng aneinander. Wippte der Turm nach vorn, so hasteten sie nach hinten; wippte er nach hinten, so rannten sie nach vorn, immer bemüht, das Gleichgewicht des Turms zu wahren.

Doch wurde mir jetzt alle weitere Aussicht vom Zahnarzt verdeckt; die Wurzelbehandlung war noch lange nicht fertig. Für Augenblicke sank ich zurück in mich selber, dabei stieg ich hinab in eine Unterwelt voll kahler Berge und dunkelfarbener Ströme, die ich niemals zuvor noch gesehen hatte. Die ganze Landschaft war dicht und wirklich, ich konnte Schritt vor Schritt den Boden beschreiten, ich konnte den Stamm und die Zweige der Bäume berühren. – Als ich endlich wieder aufblickte, war ich noch immer an meinen Liegesitz gefesselt, und der Zahnarzt schob eben die Röntgenkanone weg, mit der er meine Wange durchschossen hatte.

Auf einmal erinnerte ich mich des Schwesternhauses und schaute hinaus. Aber was sah ich? Es hatte sich zu einem hohen, graublauen Schaft verengt, der sich oben zu einer riesigen Kugel weitete; sie setzte sich aus unzähligen schimmernden Flecken zusammen, wie der Samenstand eines Löwenzahns. Es fiel mir ein, dass man andernorts den Löwenzahn auch «Pustebblume» nennt. Dieses Wort erschien mir auf einmal höchst komisch; in eine Pustebblume musste man doch unbedingt pusten, und mutwillig blies ich in die luftige Kugel hinein. Was aber geschah nun? Die weissen Schimmerflecken nahmen Gestalt an, es waren unzählige Krankenschwestern, sie wirbelten auf, ihre weissen Röcke breiteten sich aus im Wind und trugen sie; sie schwebten dahin und dorthin über die Stadt und füllten den Himmel mit flimmernden Lichtern; wenn ich stärker pustete, bekamen sie Aufwind und stiegen höher hinauf, und wenn ich schwächer blies, sanken sie langsam den Dächern zu. Es war schön, dem Spiel ihres Schwebens zuzusehen, diesem

lautlosen, luftigen Ballett. So etwas war den Schwestern noch nie passiert, sie schienen glücklich.

«Was schaut er denn nur immer hinaus», sagte der Zahnarzt halblaut vor sich hin. «Da gibt es doch gar nichts zu sehen.»

«Vielleicht kommt nun schon bald die Depression», meinte die Gehilfin. Was für ein Unsinn! dachte ich.

Jetzt tauchten die schwebenden Schwestern alle in den Himmel hinein. Man konnte sie vor lauter Helligkeit nicht mehr sehen. Und ich dachte: diese Helligkeit, die will ich für immer behalten. Doch kaum hatte ich es gedacht – da wurde mir ganz schwarz vor den Augen.



BACHOFEN-AG
INDUSTRIELLE AUTOMATION

CH-8610 Uster Telefon 01 944 11 11
CH-1033 Cheseaux s.L. Téléphone 021 731 01 11